Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 42

Artikel: Südseegeschichten [Schluss]

Autor: London, Jack

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646166

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Spätherbst. Von Hans Peter Johner.

Die Spätherbstlichter blinken
Wie mattes Gold im Fluß
Und müde Blätter winken
Den letzten Scheidegruß.

Nicht einer Welle Schäumen,
Die Flut zieht ohne sie
Lautlos und scheint zu träumen
Von einer Melodie

Aus uferloser Weite,
Von Ewigkeit und Ruh'. —
Fahr' hin, o Strom, und gleite
Dem großen Meere zu.

16

Jack London / Südseegeschichten.

(Copyright by Universitas DVAG, Berlin.)

Otoo, der Heide.

(Schluß.)

Wir befanden uns damals auf den Salomoninseln und sammelten eine Ladung von Steinnüssen an der Ostküste von Guadalcanar.

„Zwischen dieser Flußmündung und der nächsten sind zwei Meilen", sagte er. „Das flache Land erstreckt sich weit einwärts. Jetzt ist es nichts wert. Nächstes Jahr — wer weiß? — oder das Jahr darauf wird man viel Geld für das Land bezahlen. Der Ankergrund ist gut. Große Dampfer können dicht an Land liegen. Du kannst das Land hier vier Meilen tief von dem alten Häuptling für zehntausend Stück Tabak, zehn Flaschen Schnaps und ein Snidergewehr kaufen, was dich vielleicht hundert Dollar kostet. Dann schließt du einen Vertrag mit dem Kommissionär, und nächstes Jahr oder das Jahr darauf verkaufst du und wirst Besitzer eines Schiffes."

Ich befolgte seinen Rat, und seine Worte gingen in Erfüllung, allerdings erst in drei statt in zwei Jahren. Darauf pachtete ich die Weiden auf Guadalcanar, zwanzigtausend Morgen, auf neunundneunzig Jahre für eine ganz minimale Summe von der Regierung. Ich hatte den Pachtvertrag genau neunzig Tage, als ich ihn für ein halbes Vermögen an eine Gesellschaft verkaufte. Stets war es Otoo, der vorausschauend die günstigen Gelegenheiten sah. Er war es auch, der auf den Gedanken kam, die „Doncaster" zu bergen, die ich auf der Auktion für hundert Pfund kaufte, und die mir dreitausend netto einbrachte. Er veranlaßte mich zum Kauf der Hawaiplantagen und zu dem Kakaounternehmen auf Upolo.

Wir fuhren nicht mehr soviel zur See wie in alten Tagen. Ich hatte es nicht mehr nötig. Ich heiratete, und meine Lebenshaltung hob sich auf einen andern Fuß. Aber Otoo blieb der Alte, ging im Hause herum oder schweifte durch das Kontor, die Holzpfeife im Munde, ein Schurzfell für einen Schilling auf dem Rücken und einen Lava-Lava für vier Schilling um die Lenden. Ich konnte ihn nicht dazu bringen, Geld auszugeben. Bezahlung gab es nicht für ihn außer Liebe, und Gott weiß, daß er die von uns allen in reichem Maße empfing. Die Kinder verehrten ihn, und wenn er sich hätte verziehen lassen, so würde meine Frau ihn sicher verdorben haben.

Die Kinder! Er war es wirklich, der ihnen den Weg ins praktische Leben bahnte. Zuerst brachte er ihnen das Laufen bei. Er wachte an ihrem Bett, wenn sie krank waren. Sobald sie auf den Füßen stehen konnten, nahm er sie eines nach dem andern mit zur Lagune hinunter und machte sie zu Amphibien. Mehr, als ich je davon gewußt hatte, lehrte er sie: die Gewohnheiten der Fische und die Arten, sie zu fangen. Ebenso im Busch. Mit sieben Jahren verstand Tom mehr von der Jagd, als ich mir je hätte träumen lassen. Als Mary sechs Jahre alt war, ging sie, ohne zu schaudern, über den Sliding Rock, und ich habe starke Männer davor zittern sehen. Und als Frank eben sechs war, konnte er tauchen und Schillingstücke aus drei Faden Tiefe heraufholen. „Die Meinen auf Bora Bora lieben die Heiden nicht — sie alle sind Christen, und ich liebe die Christen auf Bora Bora nicht", sagte er eines Tages, als ich ihn dazu bringen wollte, etwas von dem Gelde auszugeben, das ihm rechtmäßig gehörte, und in dieser Absicht versuchte, ihn zu einem Besuch seiner Insel mit einem unsrer Schoner zu überreden — eine besonders zu dem Zweck gedachte Reise, von der ich erhofft hatte, daß sie in bezug auf verschwenderische Ausgaben bahnbrechend sein sollte.

Ich sage: einer von unsern Schonern, obgleich sie gesetzlich damals mein Eigentum waren. Ich hatte lange mit ihm zu kämpfen, ehe er mein Kompagnon wurde.

„Kompagnons sind wir gewesen seit dem Tage, als die „Petite Jeanne" unterging", sagte er schließlich. „Wenn es aber dein Herzenswunsch ist, so wollen wir Kompagnons nach dem Gesetz werden. Ich arbeite nicht viel und brauche doch eine Menge Geld. Ich trinke, esse und rauche eine Masse — das kostet viel, ich weiß es. Ich bezahle nichts für mein Billardspiel, denn ich spiele auf deinem Billard, und doch geht das Geld drauf. Das Fischen auf dem Riff ist ein Vergnügen, das sich nur ein reicher Mann leisten kann. Es ist unglaublich, was die Haken und die Leinen kosten. Ja, es ist nötig, daß wir Kompagnons nach dem Gesetz werden. Ich brauche Geld. Ich lasse es mir vom Kassierer im Kontor geben."

So wurde denn der Vertrag aufgesetzt und beglaubigt. Ein Jahr darauf war ich genötigt, mich zu beklagen.

„Charley", sagte ich, „du bist ein alter Bösewicht, ein gräßlicher Geizhals, eine elende Landratte. Sieh mal, dein Gewinnanteil für dieses Jahr beträgt Tausende von Dollars. Der Kassierer hat mir diesen Zettel gegeben. Der besagt, daß du dieses Jahr achtundsiebzig Dollar und zwanzig Cent erhoben hast."

„Hab' ich noch etwas zugute?" fragte er ängstlich.

„Ich sag' dir ja, Tausende und aber Tausende", antwortete ich.

Seine Miene erhellte sich, wie von einer ungeheuren Erleichterung.

„Gut", sagte er. „Sorge nur dafür, daß der Kassierer richtig Buch darüber führt. Wenn ich es brauche, hebe ich es ab, und dann darf kein Cent daran fehlen."

„Wenn etwas fehlt", fügte er nach einer Pause grimmig hinzu, „muß es dem Kassiererer vom Gehalt abgezogen werden."

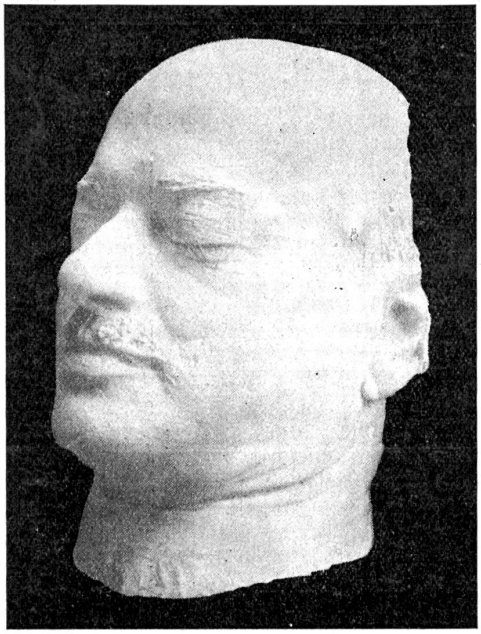
Und die ganze Zeit lag, wie ich später erfuhr, sein vom Notar ausgefertigtes Testament, das mich zum alleinigen Erben einsetzte, im Geldschrank des amerikanischen Konsuls.

Doch das Ende kam, wie das Ende jeder menschlichen Vereinigung kommen muß. Es kam auf den Salomoninseln, wo wir unsre heißeste Arbeit in unsern heißen Jugendtagen geleistet hatten, und wo wir uns wieder einmal aufhielten — hauptsächlich auf Ferien, nebenbei, um nach unsern Besitzungen auf der Floridainsel zu sehen und die Möglichkeiten für Perlenfischerei im Mbolisund zu erforschen. Wir lagen vor Sabo, das wir angelaufen hatten, um Kuriositäten zu kaufen.

Nun wimmelt Sabo von Haien. Die Gewohnheit der Wollköpfe, ihre Toten im Meer zu bestatten, konnte die Haie nicht davon abhalten, die umliegenden Gewässer zu ihrem Tummelplatz zu machen. Mein Geschick ließ das schmale, überfüllte Eingeborenenkanu, das mich an Bord brachte, kentern. Vier Wollköpfe und ich selber waren darin, oder richtiger, hingen daran. Der Schoner war an hundert Ellen entfernt. Ich wollte gerade ein Boot anrufen, als einer der Wollköpfe zu schreien begann. Er hielt

sich am Ende des Kanus fest, wurde aber mit diesem mehrmals unter Wasser gezogen. Dann ließ er los und verschwand. Ein Hai hatte ihn gepackt.

Die übriggebliebenen drei Neger versuchten, auf den Boden des Kanus zu klettern. Ich schrie und fluchte und



Zum Tode des deutschen Außenministers Dr. G. Stresemann.
Die durch Professor Lederer abgenommene Totenmaske Dr. Stresemanns.

schlug mit der Faust nach dem nächsten, aber es half nichts. Blinder Schrecken hatte sie erfaßt. Das Kanu hätte kaum einen von ihnen tragen können. Unter dem Gewicht der drei richtete es sich auf und rollte seitwärts, so daß sie wieder ins Wasser geschleudert wurden.

Ich ließ das Kanu los und schwamm auf den Schoner zu, in der Erwartung, noch ehe ich ihn erreicht hatte, von dem Boote aufgenommen zu werden. Einer der Neger entschloß sich, mir zu folgen, und wir schwammen schweigend Seite an Seite, indem wir von Zeit zu Zeit das Gesicht ins Wasser steckten und nach Haien ausspähten. Die Schreie des einen Mannes, der beim Kanu geblieben war, zeigten uns an, daß er gefaßt war. Ich blickte ins Wasser und sah einen großen Hai dicht neben mir. Er war volle vierzehn Fuß lang. Ich sah alles. Er packte den Wollkopf um den Leib, und weg fuhr er, der arme Teufel, mit herzzerreißendem Geschrei, während Kopf, Schultern und Arme immer noch über Wasser zu sehen waren. So wurde er mehrere hundert Fuß weit fortgeschleppt, bis er unter der Oberfläche verschwand. Ich schwamm unablässig weiter, in der Hoffnung, daß das der letzte Hai wäre. Aber da sah ich noch einen. Ob es einer von denen war, die vorher die Eingeborenen angegriffen hatten, oder ob er anderswo eine gute Mahlzeit gehalten hatte, weiß ich nicht. Jedenfalls hatte er nicht solche Eile wie die andern. Ich konnte jetzt nicht so schnell schwimmen wie vorher, denn einen großen Teil meiner Anstrengungen mußte ich seiner Beobachtung widmen. Ich sah, wie er auch schon seinen ersten Angriff machte. Zum Glück konnte ich ihn mit beiden Händen an der Schnauze packen, und obgleich er mich fast unter Wasser stieß, konnte ich ihn doch abhalten. Er drehte ab und begann mich zu umkreisen. Ein zweites Mal entging ich ihm durch dasselbe Manöver. Der dritte Angriff endete beiderseits mit einem Fehlschlag. Er gierte in dem Augenblick, als meine Hände auf seiner Nase landen sollten, aber seine Sandpapierhaut (ich trug eine ärmellose Unterjacke) schrabte mir die Haut vom Ellbogen bis zur Schulter ab.

Jetzt hatte ich ausgespielt und gab die Hoffnung auf. Der Schoner war noch dreihundert Fuß entfernt. Ich lag mit dem Gesicht auf dem Wasser und erwartete einen neuen Angriff, als ich einen braunen Körper zwischen uns gleiten Es war Otoo.

„Schwimm nach dem Schoner, Herr!" sagte er, und seine Stimme klang so munter, als sei die Sache ein lustiger Streich. „Ich kenne die Haie. Der Hai ist mein Bruder."

Ich gehorchte ihm und schwamm langsam weiter, während Otoo mich umkreiste, so daß er immer zwischen mir und dem Hai war. So vereitelte er dessen Angriffe und ermutigte mich.

„Die Davittaljen sind weg, und nun läßt man das Fallreep herunter", erklärte er mir etwa eine Minute später und tauchte dann unter, um einen neuen Angriff zu parieren.

Als der Schoner noch dreißig Fuß entfernt war, war ich ziemlich fertig. Ich konnte mich kaum noch rühren. Von Bord aus warf man uns Leinen zu, aber sie fielen immer zu kurz. Als der Hai merkte, daß ihm nichts geschah, wurde er dreister. Mehrere Male hätte er mich fast erwischt, aber stets kam Otoo gerade im letzten Augenblick dazwischen. Natürlich hätte Otoo sich leicht in Sicherheit bringen können, aber er wich nicht von meiner Seite.

„Leb' wohl, Charley! Mit mir ist es aus!" konnte ich eben noch hauchen.

Ich merkte, daß das Ende gekommen war und daß ich im nächsten Augenblick die Hände hochwerfen und sinken würde.

Aber Otoo lachte mich an und sagte:

„Jetzt will ich dir etwas Neues zeigen. Ich will den Hai tüchtig anführen."

Er tauchte hinter mir, während sich der Hai zu einem neuen Angriff auf mich vorbereitete.

„Etwas mehr links!" rief er gleich darauf. „Da ist eine Leine. Links, Herr — links!"

Ich wechselte die Richtung und streckte blindlings die Hand aus. Ich war kaum noch bei Besinnung. Als ich die Leine faßte, hörte ich an Bord einen Ausruf. Ich drehte mich um. Von Otoo war keine Spur zu sehen. Im nächsten Augenblick kam er an die Oberfläche. Beide Hände waren an den Gelenken abgebissen, und das Blut spritzte aus den Stümpfen.

„Otoo!" rief er sanft. Und ich konnte in seinem Blick die Liebe sehen, die in seiner Stimme zitterte. Jetzt, erst jetzt, am Ende all der Jahre, die wir zusammen verlebt hatten, nannte er mich bei diesem Namen.

„Leb' wohl, Otoo!" rief er.

Dann wurde er unter Wasser gezogen, und mich heißten sie an Bord, wo ich in den Armen des Kapitäns ohnmächtig wurde.

Und so starb Otoo, der mir das Leben gerettet und mich zu einem Manne gemacht hatte und mir nun zum Schluß wieder das Leben rettete. — Ein Orkan hat uns zusammengeführt, ein Hai trennte uns, und dazwischen lagen siebzehn Jahre einer Kameradschaft, von der ich sagen darf, daß sie nie ihresgleichen zwischen zwei Menschen gefunden hat, von denen der eine braun und der andre weiß war. Wenn Gott von seiner hohen Warte aus auf jeden Sperling achtet, der vom Dache fällt, so wird Otoo, der einzige Heide von Bora Bora, nicht der Geringste in seinem Reiche sein.

— Ende —

Anmerkung der Redaktion.

Wir schließen hiermit die „Südseegeschichten" unter Weglassung von drei weitern Kapiteln des gleichnamigen Buches von Jack London (Verlag „Universitas" Deutsche Verlags A.-G. Berlin), auf das wir im übrigen empfehlend verweisen. Der Verfasser selbst, von dessen leidenschaftlichem Darstellungswillen unsere Leser aus den hier abgedruckten Stücken einen starken Eindruck bekommen haben dürften, ist eine so interessante menschliche und literarische Erscheinung, daß wir in einem späteren Artikel noch auf ihn zurückzukommen gedenken.

Redaktion: Dr. H. Bracher, Muristrasse 3, Bern.